

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 32.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlornen Mann.

Von Hermann Hirschfeld.

(Schluß.)

Entsetzt wich Melanie von mir zurück. — „Großer Gott, Waldenau, Freund, — was du sprichst, ist entsetzlich. Du bist in einem Zustand, der an Raserei grenzt. Um alles, was dir theuer und heilig ist, beruhige dich. Ich verstehe keine Silbe. Nichts weiß, nichts begreife ich, als daß ein Mord auf unserm Eigenthum geschehen, ein Mord, der nach Gerechtigkeit schreit.“

„Vielleicht in den Augen der Welt, nicht in den meinen. Bei mir schrie die Gerechtigkeit nach dem Morde.“

„Waldenau,“ — krampfhaft faßte Melanie meine Schulter, — „Waldenau, man nannte den Namen des schwarzen Wolf, man schrieb die Frevelthat einem Streich des Verworfenen zu —“

„Wolf ist unschuldig. Der Mörder Frankenthal bin ich, — Kaspar Ehrenfried Waldenau.“

Ich sah die furchtbare Anstrengung, mit der Melanie den Aufschrei unterdrückte, der sich ihrer Brust zu entwinden drohte.

„Du!“ sagte sie dann ganz leise, — nach in die Ewigkeit wird dieser Laut mir tönen. „Du hast Frankenthal gemordet? Waldenau, Waldenau, komme zu dir!“

Sie legte beide Arme um meinen Nacken, dann ihre Hand auf meine Stirn; das Entsetzen über die That schien die Angst für mich zu überwiegen, — Melanie hielt mich für geistesgestört.

„Waldenau, Waldenau! Todte können wir nicht ins Leben zurückrufen, aber Lebende uns erhalten; die Nacht, die ihren klaren Geist bedroht, zu verschleichen, gelingt oft der sorgenden Freundschaft. Waldenau, mein Freund, mein Gatte, komm' zu dir!“

Ich riß mich los. „Du hältst mich für wahnsinnig, — ich bin es nicht, noch nicht. Mit vollem Bewußtsein sprach, mit vollem Bewußtsein handelte ich.“

„Nein, Fiebertwahn verwirrt deinen klaren Sinn, das Furchtbare, Unerwartete überwältigt dein edles Herz. — Du nennst Frankenthal, den harmlosen Mann, besinne dich, einen Schänder deiner Ehre, — dich, den Friedlichen, dessen Wandel ein Begriff der Ehre, einen Mörder! Laß uns zusammen unsere Fassung bewahren, zusammen überlegen und in erster Reihe forschen: welcher Grund führte den Mann zu nächtlicher Stunde in unser Eigenthum?“

„Melanie!“ schrie ich auf. Wie ein Nebel legte es sich vor meinen Augen, ich taumelte wie ein Trunkener. „Das fragst du, was Frankenthal hier zu suchen hatte?“

„Das frage ich, — wie sollte ich eine Ahnung haben?“

„Nicht diese Ruhe, Melanie. Entweder ein Engel des Himmels bist du an Reinheit oder ein Dämon, vor dem selbst die Teufel der Hölle bebend zurückweichen. Aber nein, nicht eines, nicht das andere, — ich vergesse die Komödiantin, aber der läppische Alte des Kasinoabends sah ins Textbuch und begnügte sich nicht mit der ihm zugetheilten Rolle. Melanie, ich habe den Brief gelesen, den er an dich gerichtet, der draußen in seinem Blute liegt, ein stiller, tochter Mann.“

„Der Todte hätte mir geschrieben? — Heilige des Himmels, ich ahne Entsetzliches, — ich soll — — Waldenau, wen glaubst du das Opfer des frevelhaftesten der Morde? Sieh nicht so bleich, Mann, plöblich; — zittere nicht so, — ins Auge sieh mir und antworte.“

Meine Zähne klapperten, meine Zunge stammelte: „Frankenthal, — Oswald Frankenthal.“

„Unseliger, — es ist sein Vater!“

Kein Wort sprach ich, aber in meinen Bügen mochte sie's lesen; — weit floh sie von mir hinweg. Wie ein Hauch kam es flüsternd von ihren Lippen, und doch hallte schrill jeder Laut in meiner Brust wieder.

„Es beginnt zu tagen. Eifersucht verblendete dich; irgendeine schändliche Mittheilung benachrichtigte dich, daß ein Frankenthal zu später Stunde nach Hainek komme, — Waldenau, bejammernswerther Mann, mit einem Mord belastest du dein graues Haupt, dein Alter?“

„Melanie, um dich, um dich; weil ich dich liebe, liebe, mit jeder Faser meines Herzens dir angeleitet. Ich glaubte mich einer elenden Intrigue Opfer; — Melanie, verwirf, verwirf mich nicht, — nicht diesen entsetzlichen Blick der Verachtung, — Weib, ich will nicht umsonst gemordet haben, nicht der Verworfenste unter Verworfenen sein.“

„Du bist es, alter Mann, denn du bist feige. Du hattest nicht den Muth, einzustehen für deine That. Wie ein Bandit schlüpfst du dich hinweg und wuschest im geheimen deine blutige Hand. Bittern sollte ich vor dir, ein Heros wolltest du vor mir erscheinen, und bist nichts als ein elender Krämer, der seinen Konkurrenten zum Bankerott treibt, sich seiner Waare, nach der er lüstern, zu bemächtigen um jeden Preis.“

„Melanie, willst du, daß ich bekennen soll, willst du mich in Banden sehen, auf dem Schaffot?“

„Möge höheres Gericht dich richten, — was du gethan, keinen

Rath habe ich, kein Wort; ein Grab sei meine Brust, mit Thränen will ich es benezen, mit Thränen um dich, den ich verehrt trotz seines Alters, dem ich treu war in That und Gedanken bis zu dieser Stunde, und wenn ich lüge, komme über mein Haupt des Erschlagenen Blut!" —

„Herr Kommerzrath, ich bitte, öffnen Sie!“ Des alten Jakob Stimme tönte vom Korridor her.

„Fassung, — deines Namens, deines Sohnes halber,“ sagte Melanie leise, „was man vielleicht vor einer Stunde erhaben genannt, würde jetzt böses Gewissen bedeuten.“

Sie selber öffnete, bleich aber gefaßt, — abgewandt von dem Eintretenden war ich in einen Fauteuil gesunken, — so stumpf, so alt, so müde. —

„Die Leiche ist ins Haus gebracht,“ nahm Jakob das Wort, „und der Amtmann erwartet den Herrn Kommerzrath, Protokoll aufzunehmen, ehe der Herr Polizeipräsident aus Rothenstein eintrifft. Es ist kein Zweifel, daß die verrückte That ein Werk des schwarzen Wolf, aber“ — und der Alte brach in Schluchzen aus, — „ich bin nicht, Gott verzeihe mir die Sünde, ohne Schuld; ich war es, der den alten Frankenthal beredete, heimliche Wege zu wandeln, und er that's seines Sohnes halber, den er so lieb gehabt, — daß an meinem grauen Haupte noch Blutschuld kleben soll, ehe ich's aufs Ruhelissen des Sarges lege!“

Wald sprang ich auf. „Du ludest Frankenthal ein zu kommen, du hieltest ihm das Pfortchen offen, — an dich war jener Brief gerichtet, — jener Brief —“

Ich faßte meine Stirn, mit beiden Händen preßte ich sie, sie drohte zu springen.

„Heiliger Gott, was weiß der Herr Ehrenfried von des alten Frankenthals Schreiben, das ich heute in der Frühe erhielt und bei einem Gang im Park verloren haben muß. Ich will alles bekennen, — mich jammerte der alte, biedere Mann, der sich seines Sohnes willen härmte. Von Ihnen war er in Unfrieden geschieden, nie und nimmer hätte ich ihn bewegen können, von Ihnen direkt noch einmal die Gunst zu erbitten, die Sie ihm bereits bewilligt. Er erzählte mir, daß seinem Oskar bedeutende Summen für Herstellung ähnlicher Maschinen, als die unsere, geboten seien. Ich schlug ihm vor, zu nächstlicher Stunde ihm das System der unsren genau zu zeigen, um dem an dem unschuldigen Betrage unschuldigen Sohne, als ob aus eigener Kraft, gelegentlich Winke geben zu können. Es kostete viele Mühe, ihn zu bereben, und nur da ich ihm andeutete, daß Sie der Bitte nicht ganz fremd, da ich versprach, alles auf meine Schulter zu nehmen, und Euch morgen in der Frühe Bericht zu erstatten, vermochte ich ihn zu bewegen.“

Ich winkte mit der Hand, ich konnte es nicht mehr ertragen; wie ein Nebel lag es vor meinen Augen, auf meiner Seele.

Ich weiß deutlich, daß ich etwas sagen wollte, aber meine Stimme ersticke, — ich neigte das Haupt, — ich muß sehr ernst ausgesehen haben, sehr bedächtig, — der gerechte Gutspatron.

„Wo?“ —
Jakob bebte am ganzen Körper. „Im grauen Zimmer haben wir ihn hingelegt. — Herr Ehrenfried, Herr Ehrenfried, wenn Sie auch hart waren und ungerecht gegen mich, — aber ich habe solange treu dem Hause gedient, — schützen Sie mich, daß ich nicht vor's Kriminal muß. Mir mein Lebtage hab' ich nicht vor Gericht gebraucht. Mir ist, als habe ich die Mordthat selber begangen.“

„Guter Jakob,“ — Melanie nahm statt meiner das Wort, — „du bist kein Mörder. Herr Ehrenfried wird dir ersparen in dieser peinlichen Angelegenheit, soviel er vermag.“

Ich nickte mein Ja, — dann erhob ich mich. Die Pflicht rief, Protokoll aufzunehmen über einen gemeinen, heimtückischen Mord. Mir war, als ob unter mir der Boden schwankte; ich sah mein Bild im Wandspiegel eines Zimmers, das wir durchschritten, — mir graute vor mir selber.

Wer sagt, daß des Opfers Blut zu fließen beginne beim Nahen seines Mörders? Dichtermärchen — nichts weiter. Ich hob das Tuch, das die milden, ehrwürdigen Züge meines alten, ehemaligen Freundes bedeckte, — sie waren dieselben geblieben. Friede, Friede lag auf ihnen, — und ich? —

Eine Sehnsucht befahl mich, eine so mächtige, unwiderstehliche Sehnsucht, zu liegen, wie er, — so überhoben aller irdischen Leidenschaft, — Frieden zu finden, Frieden droben — dem Mörder?

Frieden hiemieden? Mein Blick konnte des Todten Antlitz nicht ertragen; — ab wandte sich das Auge, es fiel auf Melanies

lebensgroßes Bild als Braut gemalt, das dunkle Auge ruhte auf mir, so ernst, so verachtend, — so hatte sie mich angeschaut, so hatte ihr Auge zu mir geredet: Mörder, Mörder!

Ein bleicher Jüngling stürzte ins Zimmer, von der Stirn troff ihm der Schweiß vom rasenden, nächtlichen Ritt, wild hing das Haar um die Schläfen, — nichts sah, nichts wußte er, als eines, eines! — Ueber des Todten Lager warf er sich, über des Todten Lager brach er zusammen in wilder Verzweiflung.

Eben trat Melanie ein — wie eine Erscheinung des Himmels in ihrem weißen Gewande. Langsam schritt sie zu Oswald, — nicht ich, nicht einer der Anwesenden war für sie vorhanden. Leise legte sie die Hand auf sein Haupt, — empor blickte er, — ihre Augen begegneten sich, nichts Irdisches lag in ihren Blicken, der Tod hatte ihre Herzen geweiht! — Ich verstand, — noch ein Ausbäumen des zuckenden Herzens, — dann war's entschieden.

Der Polizeipräsident langte an, mit ihm der Kreisarzt von Rothenstein. Dieser fand nichts zu thun, als den Ausspruch des Dorfvollegen zu bestätigen, jener konsekrirte mit dem Amtmann, — ich schützte Aufregung vor.

Der schwarze Wolf sollte verhaftet werden. Man hatte ihn selber zwar in der Wohnung seiner Mutter getroffen, und seine Abwesenheit von der Stätte der That um jene Stunde, da sie vollzogen, ließ sich leicht beweisen, — indessen lastete schwer auf ihm der Verdacht, ihr durch Mitwisserschaft nicht fremd zu sein.

Melanie sah mich an, als ich einwilligte, ihn in den Thurm des Dorfes sperren zu lassen; — ich fügte rasch hinzu: „unter glimpflicher Behandlung.“

Oswald schien gefaßter, er hatte sich erhoben und trat mir entgegen.

„Mir ahnt, weshalb mein Vater kam,“ sagte er; „Andeutungen, deren ich mich entsinne, die mir nun klar werden, enthüllen mir alles. Aus Liebe — nennen Sie es Schwäche meinerwegen — zu mir mußte er sterben. Wollte der Himmel, die mörderische Kugel hätte meine Brust durchbohrt. Nun bin ich so allein, so ganz, ganz allein auf der großen, weiten Erde.“

„Doch nein,“ fuhr er lebhafter fort, „nicht unmännliche Klagen zu dieser Stunde. Ich lese in Ihrer aller Blicken, Sie theilen des Sohnes gerechten Schmerz um den erschlagenen Vater, Trost und Linderung gibt mir dies Bewußtsein. — Und Sie, Herr Kommerzrath,“ redete er, die Stimme dämpfend und zu mir tretend, der ich abseits stand, so dumpf, so starr, wie ein Bild aus Stein, als sei ich der ganzen Sache fremd, und ein Schauspiel zöge an mir vorüber, das mir wenig Behagen gewähre, — „Sie waren des Todten Freund, ich weiß, er war Ihnen lieb, wie Sie ihm, obgleich die Ereignisse der letzten Zeit eine Wolke zwischen Ihnen und ihm senkt. Mit Achtung nannte er Ihren Namen, mit Achtung, wie die Welt. Auch ich“ — seine Stimme bebte, — „auch ich habe nun gelernt, gewisse Gefühle zu überwinden. Wer weiß, ob ich im Stande gewesen, Melanie das stille Glück, der Freude Segen um sich zu verbreiten, zu schaffen, das sie an Ihrer Seite gefunden. Ich kann nicht anders, als mich anschließen dem Urtheil der Welt, dem Urtheil meines geliebten Vaters. Und Ihnen den Beweis zu geben, bitte ich Sie, den Gemahl Melanie's, helfen Sie den Mörder meines Vaters suchen, helfen Sie rächen den schändlichen, bühischen Mord des biederen Mannes unter Gottes Sonne.“

„Ja!“ — So laut klang meine Stimme, daß aller Blicke sich auf uns wandten. — „Ja, Oswald Frankenthal, — dies Blut, das zum Himmel schreit nach Rache, — nicht ungesühnt soll es bleiben; nicht seiner Strafe soll der bühische Mörder entgehen. — An Melanie's Gatten wandtest du dich, junger Mann, an keinen Besseren konntest du dich wenden. Ein gewichtiges Wort sprachst du im Wunsch, daß deine Brust der mörderischen Kugel Ziel gewesen sein möge. Suchst du die Hand, die sie gelenkt?“

Zwischen uns trat Melanie, — jeder Tropfen Blutes schien aus ihren Zügen entschwunden.

„Waldbenau!“ —

Ich griff an meine Stirn, sie brannte. Mit großen, starren Augen sah ich das Antlitz des Sohnes meines Opfers auf mich gerichtet, — was hatte ich thun wollen? —

Eine Bewegung entstand unter den Anwesenden. Der Polizeipräsident von Thal trat auf mich zu, ein versiegeltes Papier in der Hand.

„Dies Telegramm ist soeben angelangt,“ sagte er. „Ich möchte Sie um sofortige Doffnung ersuchen, wer weiß, ob es uns nicht zu einem Lichtstrahl in dieses blutigen Mysteriums Nacht verhilft.“

Ganz mechanisch nahm ich die Depesche, — blutig-roth schwirrten die Buchstaben vor meinen Augen. Ich fürchtete einen Schlag. Dem Manne der Gerechtigkeit reichte ich das offene Blatt: „Lesen Sie, — ich vermag's nicht!“

Der Präsident überflog den Inhalt. „Nicht Bezug auf das furchtbare Ereigniß dieser Nacht haben diese Zeilen, — ein Zeugniß des allweisen Waltens und Wirkens der Natur sind sie, das Gebort dem Tod, das Licht dem Schatten zugesellt. — An des Todes Bette habe ich neues Leben zu verkünden. Das Telegramm aus Kapallo, an des Mittelmeeres Küste, datirt, — ich hörte, daß Ihr Sohn dort, der zarten Gesundheit seiner Gattin halber, Aufenthalt genommen, — verkündet Ihnen die Geburt eines Entels. — Möge der junge Zweig zum kräftigen Reis des alten, ehrenfesten Stammes erblühen, seinem Großvater gleich, zu Ehren bringend seinen Namen durch Gefinnung und durch That.“

Großvater! Nie würde ich Melanies Blick vergessen, und wäre ich elend genug, noch hundert Jahre zu leben. So brav, Natur, du Rächerin der Beleidigung, die ich dir angethan, — der Fußtritt fehlte noch, den verächtlichen Wurm sich im Staube krümmen zu lassen. Großvater! Alter Mann, Großvater in jenem Moment, da du in elender Eifersucht einen Unschuldigen gemordet! Mit Blut hast du des Kindes Haupt getauft, nach Blut würde es riechen, erkühntest du dich, je auf ihn die Hand zu legen. Weg mit dir, das Maß ist voll. — Aber nicht so, nicht so, wie ein Moment des Wahnsinns dich verleiten wollte. Der Name, den du preisgeben wolltest der öffentlichen Schande, dem Fluche, — es ist der Name, den du dem Neugeborenen überlässest, — seinetwillen nicht, nicht um Melanies willen; und doch soll alles gut werden — alles. Sei ruhig, guter Präsident, die Nacht des Mysteries soll sich lichten, — bald, bald!

Nun war ich ruhig, gefaßt, so glücklich erregt, soweit es der Anstand im Hause der Trauer gestattete. — Ich fragte insgeheim den Präsidenten, ob es mir vergönnt sei, mit dem Grauen des nächsten Morgens nach Kapallo abzureisen, meines Sohnes Kind zu küssen. Nachdem ich ein langes Protokoll — sein Inhalt ging spurlos an meinem Ohr vorüber — gezeichnet und erklärt hatte, im Fall meine persönliche Zeugenhaft erforderlich, sofort von Italien heimzukehren, gab er seine Einwilligung. Sie dürfte es wohl, guter Mann des Gerichts, mehr als dir ahnen mag, aber von jenen Gestaden, zu denen ich walle, gibt es keine Wiederkehr. —

Melanie hatte meine Unterredung mit dem Polizeipräsidenten abgewartet; als ich mit ihm das Seitenzimmer verließ, kam sie mir entgegen. Ein Zug des Leidens, des tiefsten, furchtbarsten Seelenleidens lagerte um ihren Mund, sie war erregt, ohne jede Spur von Bitterkeit.

„Ich bin erschöpft zum Umsinken,“ sagte sie, „ich muß auf mein Zimmer, — ruhen, vielleicht schlummern; ich fühle, daß ich des Geistes Klarheit der ruhigen Ueberlegung, meines einzigen Vorzuges, mehr bedarf als je. Denn ich erwarte dich um zehn Uhr. Wir haben vieles zu bereben.“

Um zehn Uhr, — mit Tagesanbruch hatte ich mein Haus

hinter mir, — hinter mir auf ewig sie, — sie; — ich antwortete in gleicher Ruhe, ich wollte zu bezeichneter Stunde in ihrem Zimmer sein.

Sie ward bleich. „Nein, nein, im Frühstückssaal, — es ist besser so.“

Ihr schauderte, — ich verstand, des Mörders Gegenwart sollte nicht die geheiligte Stätte entweihen. Ueber ihrem Bette hängt ihrer Mutter Porträt. —

„Ja, es ist besser so, — gute Ruhe, Melanie.“

Es war mein letztes Wort zu ihr, ich fühlte es in jeder Faser meines Seins. Und sie antwortete: „Gute Ruhe, Waldenau.“

„Ja, gute Ruhe! — Töne fort, du letzter Klang geliebter Lippe, über des Meeres weite Fläche. Die Wellen, die stürmisch aufbrausenden, durchdringe bis zum Grunde, und säckle ins Herz dem alten, bleichen, stillen Mann tief auf dem Grunde, und sei ihm des Labials kühlender Tropfen im Flammenmeer der Hölle, sei ihm Grablied, Gebet, Vaterunser. —

Gute Ruhe! —

Melanie, ich sah dich noch einmal; — vergib, vergib! Noch einmal, — mit neidischen Nebeln rang der junge Tag, da stahl ich mich in dein Zimmer. Ich sah dich ruhen auf deinem schneeigen Lager, — du schließt, — ruhig ging dein Athem, — die Natur forderte ihr Recht; — lange mußte der Schlummer dich gestohlen haben, das Licht war niedergebrannt und erloschen.

Ja, Melanie, es wird Tag, auf geht die Sonne mit mildem Strahl, wärmend, verklärend. Weg mit erkünstelter Helle, — zu den Todten, verschrumpftes, mißförmiges Licht, — gewesen bist du, — die Sonne geht auf! — Melanie, ich habe an deinem Bette gekniet, ich habe leise, so ganz leise im Kusse deine weiße Stirn berührt; du zucktest nicht zusammen, wie im Schauer, du lächeltest, — o, sei gesegnet für dies Lächeln, gesegnet für alle die Blumen, die deine Hand meines Daseins letzten Tagen gewunden. Ich selber war's, der sich die Dornen darein band, an deren Stich ich nun verbluten soll.

Du regtest dich, — ich floh wie ein entappter Verbrecher, — nun war ich frei, — frei zu gehen, wohin ich wollte, — mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung sogar.

Ich gehe in den Tod. —

Mein letzter Wille, den mein Sohn auch ohne Gerichtsformalitäten respektiren wird, ist in meine Schatulle auf dem Gute niedergelegt. Der Brief für den Polizeipräsidenten von Thal, dem diese Blätter bestimmt, lege ich ihnen bei, er wird nicht lang sein. — Nun das Siegel der Hülle aufgedrückt, die sie umschließen soll. Ich erbat mir Laß, — man gab mir rothes — blutrothes — es tröpfelt zur Erde, da ich es am Licht erwärme, — ein Flecken bleibt am Boden der Kajüte haften, — ein blutigrother Fleck, vergossenem Blute gleich, das zum Himmel schreit. — Zu Ende mit dem Drama im Alter, — der Vorhang fällt. Vergebung hier und droben, ich wage sie nicht zu hoffen, nur Gerechtigkeit heische ich um menschlicher Schwäche willen, menschlichen Wahnsinns. — Jetzt das letzte Wort an den Mann des Gesetzes, an den Präsidenten von Thal, und dann — dann —

Gute Ruhe, Waldenau!

Zum neunten Mai.

Ein Gedenkblatt von Bruno Geiser.

(Hierzu das Porträt Schillers.)

Der wundervolle Monat Mai — wie manche Hoffnung hat er schon betrogen, wie manche Blüthe durch die rauhe Luft seiner Nächte getödtet, statt sie zu der erhofften Vollentfaltung zu kräftigen!

Kein Tag im „Wonnemonat“ gibt gerechteren Anlaß zu so melancholischer Betrachtung, als der neunte — jener Tag, an dem nun vor genau dreiviertel eines Jahrhunderts der Tod seine vernichtende Hand legte auf ein Menschenhaupt, aus dem mehr als ein unsterbliches, in seiner Größe von keiner andern Menschenschöpfung gleicher Art erreichtes Werk geboren worden ist, und aus dem zweifellos nicht minder Großes noch in reichem Maße hervorgegangen wäre! Aber ein Leben überreich an geist-aufreibender Arbeit und arm an jenen klingenden, materiellen Erfolgen, wie sie ein gedankensumpfes, ideenleeres Glückritter-

thum allezeit am besten einzuheimen verstand, hatte die Kraft des Körpers allgemach zermürbt und zermalmt, den einer der größten und edelsten Geister belebte.

Des Abends gegen sechs Uhr am 9. Mai des Jahres 1805 starb Friedrich Schiller.

Die Leser der „Neuen Welt“ kennen den Dichter, welcher dem Herzen des deutschen Volkes am nächsten steht, so gut, daß es eine Thorheit wäre, wenn ich an dieser Stelle seine Biographie geben oder über seine Werke berichten wollte. Aber grade weil Schiller der erste der Lieblingsdichter seines Volkes ist, haben auch die kleineren, unscheinbareren Begebenheiten, welche ihn angingen, auch heute noch hohe Bedeutung und lebhaftes Interesse für jedermann, und alle Seiten seines vielgestaltigen Schaffens, auch die von der Literaturgeschichte minder beachteten und darum



— ❖ ❖ ❖ — Friedrich Schiller — ❖ ❖ ❖ —

von sehr vielen selbst unter seinen eifrigsten Verehrern ganz übersehenen, dürfen den Anspruch erheben, nicht vergessen zu werden.

Das Porträt, welches die „Neue Welt“ heute ihren Lesern bietet, zeigt uns den jugendlichen Schiller, dem auf die hohe Stirn und in die großen, gluthvollen Augen der Titanensinn geschrieben steht, welcher aus den „Räubern“ schier unheimlich wild hervorlodert. — Wenn wir ihn so sehen, verstehen wir, was der geniale Gefangene vom Hohen-Asperg, der Dichter Schubart, von ihm hoffend sang:

Gott gab ihm Sonnenblick
Und Cherubs Donnerflug
Und starken Arm, zu schnellen
Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen.

So wie er da auf dem Bilde dreinschaut, mag er Schubart erschienen sein, als diesen der junge Regimentschirurgus eines Tages in der Kerkerzelle auf der Bergveste besuchte.

Freilich gibt solch' ein Porträt immer nur ein mangelhaftes Bild des Menschen, den es darstellt, von der röthlich-goldenen Farbe des Haupthaars, das über den stolzen Nacken hernieder-

wallt, von der zarten und grade wegen ihrer Zartheit mit Sommer-
sprossen überfäten Haut des wunderbar blickenden Antlizes zeigt es

nichts. Daß das röthliche Haar und die Sommerflecken jedoch den
Eindruck keineswegs abzuschwächen im stande waren, den die Züge



Reise vor zweihundert Jahren. (Seite 383.)

und der Ausdruck des Gesichts machten, das bezeugt Schubarts
Begeisterung, der weinend an das Herz des um zwanzig Jahre

jüngeren Dichters stürzte, als ihm der Festungskommandant ver-
rieth, daß der Doktor Fischer, der seine — Schubarts — Rezension

von Schillers „Räubern“ hören wollte, niemand anders sei, als der hochberühmte Poet der „Räuber“ selbst.

Hatte Schubart zu Schiller bewundernd hinaufgeschaut, ehe er ihn kannte, so besaß dieser sein ganzes Herz von dem Augenblicke an, wo er ihn zum erstenmal erblickt. Kurze Zeit nach dem Besuche im Kerker schreibt er seiner Frau: „Schiller ist ein großer Kerl, ich lieb' ihn heiß, grüß' ihn.“ — Und so, wie ihn Schubart liebte, so liebten ihn alle, die sein innerstes Sein und Wesen, sein Dichten und Denken in aller Wahrheit und Tiefe erfaßt hatten. Man braucht nur auf seine Freundschaft mit Körner und Wieland, mit Fichte, Wilhelm von Humboldt und vor allen andern auf die mit Goethe hinzudeuten, dieses klassische einzige Freundschaftsbündniß, dem unsere Literatur unberechenbare Förderung verdankt, um des Beweises dafür überhoben zu werden.

Daß zu solch' einer edlen, herzenbezwingenden Natur auch die Frauenwelt sich hinneigte und mehr als ein Weiberherz in heißer Leidenschaft entbrannt war, wird — dem röthlichen Haar zum Trost — niemand bezweifeln wollen. Und nicht minder erklärlich ist, daß es, vielleicht nur mit Ausnahme von Reigungen, welche ungebändigte Jugendleidenschaft gezeitigt hatte, ausschließlich Frauen von hoher geistiger Begabung waren, die ihm und denen er sich in Liebe zuwandte.

Wie sinnlich warm Schiller empfand und welch' edlen Ausdruck er seiner Leidenschaft zu geben vermochte, lehrt u. a. das Gedicht „Die Erwartung“, dessen Schluß hier Raum finden möge:

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht, wie seidnes Gewand?
Rein, es ist der Säule Flimmern
An der dunklen Tagewand.

O, sehnend Herz, ergöbe dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wehenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
O führe mir die Lebende daher,
Lass' ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum!
Und in das Leben tritt der holde Traum.
Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genacht ungesehen
Und weckte mit Küffen den Freund.

Also liebeshehnfüchtig, und nicht minder jugendmuthig und titanenhaft geistesstark, als auf unserm Bilde, wenn auch wohl fröhlicher, glücklicher, denn hier, mag er dreingeschaut haben, als er in der zehnten Morgenstunde des 22. Februar 1790 in das jenenser Gasthaus „Zum Weimariſchen Hof“ trat, um seine Braut zur kirchlichen Einsegnung ihres Lebensbundes abzuholen.

Am Tage vorher, am Sonntag Invocavit, hatte der Archidiaconus der Hauptkirche von St. Michaelis zu Jena von der Kanzel herab eine Neuigkeit verkündigt, welche nicht nur die frommen Kirchgänger mächtig interessirte, sondern sogar einen Sturm der Bewegung und Erregung hervorgerufen hatte bei der nicht andächtigen Versammlung vor der Kirche, welche gebildet wurde von den sporenklirrenden, schleppfäbeltrasselnden Studenten in ihren Sammetpfeffchen und Uniformröcken, und mit dem stattlichen, federbuschgeschmückten Dreimaster auf dem ledernen Haupte.

„Der Professor Schiller heirathet!“ und: „Er kann nicht rasch genug ins Ehejoch kommen — nicht dreimal, wie es Brauch, sondern ein- für allemal ist er heute aufgeboden worden,“ so erzählte einer dem andern.

Und so war es auch.

„Aufgeboden werden —“ hatte der Archidiaconus gesprochen, „und zwar nach eingeholtem Konsistorialkonsens ein- für allemal, Herr Johann Friedrich Schiller, Fürstlich Sachsen-Weimingscher Hofrath, Fürstlich Sachsen-Weimariſcher Rath und außerordentlicher Lehrer der Weltweisheit allhier, Herrn Johann Friedrich Schillers, Hauptmanns in Herzoglich Württembergischen Diensten eheleiblich einziger Sohn, und Fräulein Louise Charlotte Antoinette v. Lengefeld aus Rudolstadt, weiland Herrn Joël Christoph von Lengefeld, Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Jägermeisters und Kammerraths zu Rudolstadt, eheleibliche zweite Tochter.“

Die Studenten hatten den ganzen Sonntag und in allen

Kneipen von wenig andern gesprochen, als von der überraschenden Heirat des Mannes, in dem sie den Dichter wie ihren Lehrer gleich sehr verehrten und bewunderten. Sie waren entschlossen, ihm durch jubelnde Ovationen ihre Theilnahme zu beweisen, aber alle Kundschafter, die sie ausschickten, um zu erfahren, wo er zu finden wäre, kehrten mit der Nachricht zurück, das erste Stockwerk in dem allbekanntem Eckhaus am Markt, wo der Professor Schiller hauste, sei für heute vereinsamt und keine Spur, wo er weile, zu finden.

In später Nachtstunde endlich, nur von wenigen bemerkt, hatte eine alte gelbe, riesengroße Postkalesche vor dem „Weimariſchen Hof“ gehalten, aus der der vielgesuchte Schiller auf die jammervoll gepflasterte Straße gesprungen war, um zwei in Pelzen eingemummten Frauengestalten aus der schwankenden Arche Noah der Turn- und Taxis'schen Postbeförderung auf festen Grund und Boden zu helfen.

Geschlafen hatte er nicht viel, als er sie um zehn Uhr früh wieder abholte. Es galt, der Mutter der beiden Schwestern, die er gestern nach Jena geführt, entgegenzufahren.

Ueber die Saale hinüber, am Ufer entlang, ging der Weg, da, wo dieselben alten Weiden und hohen Erlen standen, welche in Goethe die Idee seines Erbkönigs erweckt haben sollen, als er des Abends einem auf müdem Gaul mit seinem kranken Kinde im Arm heimreitenden Bauersmann begegnet war. Der Abend dämmerte auch bereits herein, als die alte Postkutsche vor dem winzigen Kirchlein von Wenigenjena anhielt. Hier, in einsamster Stille, und nicht in Jena, wo eine Menge Menschen auf die Brautschau gekommen wären, wie alle jenenser Kirchen zusammen sie nicht hätten fassen können, sollte die Trauung stattfinden.

Auf der Landstraße vor dem Kirchhof empfing die Ankommenden der Pfarrer Schmid und geleitete sie zum Altare. Dann schloß er die Kirchthür, und nach dem Wunsche des Brautpaars jegliche Neugier fernzuhalten. Die Ceremonie der Trauung hatte der Adjunkt des Pastors, sein Sohn, der gleichzeitig, oder vielmehr hauptsächlich Magister und Dozent der Philosophie in Jena war, Karl Christian Erhard Schmid, übernommen.

Der Kantianer im geistlichen Talare hielt eine Predigt, wie sie nicht oft von den Wänden einer Kirche widergeklingen sein mag. Er begann mit der wie zum Abschrecken eingerichteten Trauungsformel, welche Luther dem alten Testamente entnommen hat:

„Also sprach Gott der Herr zum Weibe: Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein. Und zu Adam sprach er: Dieneil du hast gehorchet der Stimme deines Weibes — verflucht sei der Acker und einetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang. Dornen und Disteln soll er dir tragen und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist.“

Das Klang gewiß fürchtbar und erpreßte den weiblichen Mitgliebern der kleinen Hochzeitsgesellschaft, insbesondere der würdigen Brautmutter, heiße Thränen. Dem glücklichen Bräutigam, welcher sich extra diese alte Trauungsformel, der Frau Schwiegermutter zu Gefallen, bei seinem Freunde Schmid bestellt hatte, ging sie garnicht zu Herzen. Er war einmal seelenfroh gestimmt an dem Tage und fand den „Auftritt“ der Trauung „kurzweilig“, trotz der düsteren Drohungen des menschenfeindlichen Jehobah, die sich an ihm freilich dennoch erfüllen sollten.

Nachdem sich der Jünger Kants mit der Bibel, wie es seines Amtes war, abgefunden hatte, kam er auf die Kritik der praktischen Vernunft. An den Gedanken, daß die Eheschließung der kategorische Imperativ der Pflicht für die Leidenschaft sei, knüpfte er seine philosophische Betrachtung. Dann erklang zweimal das laute und feierliche „Ja!“ und Schiller war mit seiner Lotte verbunden. In den Augen der Frauen standen noch immer die Thränen. Lotte weinte vor Glück, Karoline, die Schwester, vor Leid — sie liebten beide den herrlichen Mann, dessen leidenschaftliches Herz vor nicht allzulanger Zeit noch in unentschiedener Neigung zwischen ihnen beiden hin- und hergeschwankt — und die ältere opferte das eigene Glück starken Muthes für das der Schwester und das des geliebten Mannes.

(Schluß folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von F. D.

IV.

Strafprozeßordnung.

(Fortsetzung.)

Aus dem Stadium der staatsanwaltschaftlichen Vorerörterungen tritt der Strafprozeß, wenn die angestellten Ermittlungen genügenden Anlaß zur Erhebung der öffentlichen Anklage bieten, in das Stadium der Voruntersuchung.

Nach der Strafprozeßordnung ist dieselbe unbedingt geboten in denjenigen Straffachen, welche zur Zuständigkeit des Reichsgerichts oder der Schwurgerichte gehören, dagegen ausgeschlossen in den schöffengerichtlichen und zulässig in den landgerichtlichen Straffachen. In letzterer Beziehung liegt die Entscheidung, ob eine Voruntersuchung stattfinden soll, zunächst in der Hand der Staatsanwaltschaft. Beantragt sie dieselbe, so hat die Voruntersuchung stattzufinden. Dann aber kann auch das Gericht die Eröffnung der Voruntersuchung beschließen, sobald sie dieselbe zur besseren Aufklärung der Sache für notwendig erachtet. Endlich aber steht auch dem Angeeschuldigten das Recht zu, dieselbe zu beantragen. Dieses Recht hat die Strafprozeßordnung dem Angeeschuldigten als Ersatz dafür gegeben, daß die Berufung in Wegfall gekommen ist. Es gibt dem Angeeschuldigten in anderer Weise, als die Berufung, die Garantie für die thunlichst erschöpfende Erörterung der Sache. Das Gericht hat jeden Angeeschuldigten auf dieses Recht hinzuweisen.

Der Vorsitzende des Gerichts hat nämlich die Anklageschrift dem Angeeschuldigten mitzutheilen und ihn zugleich aufzufordern, sich innerhalb einer zu bestimmenden Frist zu erklären, ob er eine Voruntersuchung oder Vornehmung einzelner Beweiserhebungen wünsche. Stellt infolge dessen der Angeeschuldigte den Antrag auf Voruntersuchung, und befindet das Gericht, daß die vom Angeeschuldigten für seinen Antrag geltend gemachten Gründe erheblich sind, so ist die Voruntersuchung einzuleiten.

Das Verfahren der Voruntersuchung ist ein schriftliches. Die Öffentlichkeit ist ausgeschlossen. Die Leitung derselben steht dem für die Dauer des Geschäftsjahrs bestellten Untersuchungsrichter zu, welcher bei allen Vornehmungen von Zeugen, Sachverständigen und des Angeeschuldigten, sowie bei Einnahme eines Augenscheins einen Gerichtsschreiber zuzuziehen hat. Gegen die Verfügung des Untersuchungsrichters, daß auf Antrag des Staatsanwalts die Voruntersuchung einzuleiten sei, kann der Angeeschuldigte Einwand erheben, wenn das Gericht unzuständig oder die in der Anklage bezeichnete That unter kein Strafgesetz fällt. Ueber den Einwand entscheidet das Gericht. Das Recht dieses Einwandes fällt weg, wenn die Voruntersuchung infolge des Beschlusses des Gerichts eröffnet und der Angeeschuldigte vorher gehört worden ist. Der Beschluß des Gerichts, daß der vom Angeeschuldigten erhobene Einwand gegen die Zulässigkeit der Voruntersuchung zu verwerfen, ist unanfechtbar; nur wenn der Einwand der Unzuständigkeit verworfen wird, steht nochmals sofortige Beschwerde zu.

Die in der Voruntersuchung vorkommenden Beweisaakte sind die Vornehmung des Angeeschuldigten, der Zeugen und Sachverständigen, die Einnahme von Augenschein, die Beschlagnahme und die Durchsuchung und Verhaftung des Angeeschuldigten.

Es ist wohl hier am Platze, die Hauptgrundsätze der Strafprozeßordnung über die Beweismittel überhaupt zusammenzustellen.

Die Vornehmung des Angeeschuldigten soll nicht sowohl einen streng inquisitorischen Charakter tragen, als vielmehr dem Angeeschuldigten Gelegenheit geben, vom Inhalt der Anklage Kenntniß zu nehmen und die für seine Vertheidigung erforderlich erscheinenden Momente geltend zu machen. Der Angeeschuldigte hat deshalb auch das Recht, jede Antwort auf die Anschuldigung zu verweigern. Der Angeeschuldigte darf nur dann in Untersuchungshaft genommen werden, wenn dringende Verdachtsgründe gegen ihn vorhanden sind und entweder er der Flucht verdächtig ist oder Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der That verwischen oder daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage, oder Zeugen dazu verleiten werde, sich der Zeugnißpflicht zu entziehen (sogenannter Kollusionsverdacht). Der Fluchtverdacht bedarf keiner weiteren Begründung, wenn ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet oder wenn der Angeeschuldigte ein Heimatloser oder Landstreicher oder nicht

im stande ist, sich über seine Person auszuweisen, oder endlich, wenn der Angeeschuldigte ein Ausländer ist und begründeter Zweifel besteht, daß er sich auf Ladung vor Gericht stellen und dem Urtheile Folge leisten werde. Im übrigen sind die Verdachtsgründe altenkundig zu machen. Die Verhaftung kann nur erfolgen auf Grund eines richterlichen Haftbefehls, welcher dem Angeeschuldigten bei der Verhaftung oder spätestens am Tage darnach, unter Belehrung über das ihm gegen den Haftbefehl zustehende Recht der Beschwerde bekanntzugeben ist. Der Verhaftete muß spätestens am Tage nach seiner Einlieferung in das Gefängniß über den Gegenstand der Beschuldigung gehört werden. § 116 der Strafprozeßordnung stellt eine Reihe von Normativbestimmungen über die Behandlung der Untersuchungsgefangenen auf, auf welche hier nur verwiesen werden kann. Eine Entlassung aus der Untersuchungshaft gegen Sicherleistung ist nur dann gestattet, wenn die Haft lediglich wegen Fluchtverdachts angelegt ist. Der Haftbefehl ist aufzuheben, wenn der in demselben angegebene Grund der Verhaftung weggefallen ist oder wenn der Angeeschuldigte freigesprochen oder außer Verfolgung gesetzt ist.

Die Beschlagnahme ist grundsätzlich eine Befugniß des Richters; nur wenn Gefahr im Verzug und die Untersuchung nicht bloß eine Uebertretung betrifft, ist der Staatsanwalt und die Polizei zu ihr befugt. Letzterer muß jedoch den beschlagnahmten Gegenstand sofort, und zwar Briefe und Postsendungen uneröffnet, dem Richter vorlegen und binnen drei Tagen richterliche Bestätigung einholen, dafern nicht der Betroffene oder ein erwachsener Angehöriger desselben bei der Beschlagnahme anwesend und mit ihr einverstanden war. Auch die Durchsuchung ist ebenfalls der Regel nach ein richterlicher Akt. Gefahr im Verzug berechtigt jedoch dazu auch die Staatsanwaltschaft und die Polizei. Nimmt die Polizei eine Durchsuchung ohne Beisein des Richters oder des Staatsanwalts vor, so sind von ihr, wenn möglich, ein Gemeindebeamter oder zwei Gemeindeglieder zuzuziehen.

Der von der Durchsuchung Betroffene darf derselben beivohnen. Auf Verlangen ist dem Betroffenen nach Beendigung der Durchsuchung eine schriftliche Mittheilung zu machen, welche den Grund der Durchsuchung anzugeben hat. Auch ist demselben auf Verlangen ein Verzeichniß der beschlagnahmten Gegenstände einzuhändigen. Werden bei Gelegenheit einer Durchsuchung Gegenstände gefunden, welche zwar in keiner Beziehung zu der Untersuchung stehen, aber auf die erfolgte Verübung einer anderen strafbaren That hindeuten, so sind dieselben einstweilen in Beschlag zu nehmen und der Staatsanwaltschaft Kenntniß davon zu geben. Eine Durchsicht der Papiere des von der Durchsuchung Betroffenen steht nur dem Richter zu. Andere Beamte sind zur Durchsicht der aufgefundenen Papiere nur mit Einwilligung des Inhabers befugt. Wird diese nicht erteilt, so sind die Papiere, deren Durchsicht für geboten erachtet wird, in einem Umschlag, welcher in Gegenwart des Inhabers mit dem Amtssiegel zu verschließen ist, an den Richter abzuliefern. Der Inhaber der Papiere oder dessen Vertreter ist berechtigt, sein Siegel heizudrücken. Nach Beendigung der Untersuchung sind die beschlagnahmten Gegenstände zurückzugeben. In alle Wege bleibt aber dem Betheiligten die Geltendmachung seiner Ansprüche vorbehalten.

Die Zeugnißpflicht ist eine allgemeine. Zur Verweigerung des Zeugnisses sind allein berechtigt der Verlobte und der Ehegatte des Beschuldigten, diejenigen, welche mit dem Beschuldigten in grader Linie verwandt, verschwägert oder durch Adoption verbunden sind oder in der Seitenlinie bis zum dritten Grad verwandt oder bis zum zweiten Grad verschwägert sind. Ferner sind zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt Geistliche, Vertheidiger des Beschuldigten, Rechtsanwälte und Aerzte in Ansehung desjenigen, was ihnen in Ausübung ihres Berufs anvertraut ist. Ueberdies darf jeder Zeuge die Auskunft auf solche Fragen verweigern, deren Beantwortung ihm selbst oder einem Verwandten die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehen würde. Der Grund der Verweigerung des Zeugnisses ist glaubhaft zu machen.

Der Zeugnißpflicht entspricht die Eidespflicht. Die Vereidigung des Zeugen hat in der Hauptverhandlung und zwar vor seiner Vornehmung zu erfolgen. Wird das Zeugniß oder die Eidesleistung ohne Grund verweigert, so ist der Zeuge in die durch die Weigerung verursachten Kosten, sowie zu einer Geldstrafe bis

zu dreihundert Mark, und für den Fall der Uneinbringlichkeit derselben, zur Strafe der Haft bis zu sechs Wochen zu verurtheilen. Ueberdies kann zur Erzwingung des Zeugnisses die Haft angeordnet werden, jedoch nicht über die Zeit der Beendigung des Verfahrens in der Instanz, auch nicht über die Zeit von sechs Monaten, und bei Uebertretungen nicht über die Zeit von sechs Wochen hinaus. Die Befugniß zu dieser Maßregel steht dem Untersuchungsrichter, dem Amtsrichter sowie dem beauftragten und ersuchten Richter zu. Sind die Maßregeln erschöpft, so können sie in demselben Verfahren oder in einem andern Verfahren, welches dieselbe That zum Gegenstande hat, nicht wiederholt werden.

Nach dem Schluß der Voruntersuchung übersendet der Untersuchungsrichter die Akten an die Staatsanwaltschaft. Diese legt die Akten dem Gericht vor mit dem Antrag auf Eröffnung des Hauptverfahrens. Dies geschieht durch Einreichung einer Anklageschrift, welche die dem Angeeschuldigten zur Last gelegte That unter Hervorhebung ihrer gesetzlichen Merkmale und des anzuwendenden Strafgesetzes zu bezeichnen, sowie die Beweismittel

und das Gericht, vor welchem die Hauptverhandlung stattfinden soll, anzugeben hat. Der Vorsitzende theilt diese Anklageschrift dem Angeeschuldigten mit, mit der Aufforderung, binnen einer bestimmten Frist sich darauf zu erklären und seine Vertheidigungsanträge zu stellen.

Das Gericht beschließt ohne Zuziehung des Staatsanwalts und des Vertheidigers die Eröffnung des Hauptverfahrens, wenn der Angeeschuldigte nach den Ergebnissen des Vorverfahrens einer strafbaren Handlung hinreichend verdächtig erscheint. Ist dieser Verdacht nicht vorhanden, so ist der Angeeschuldigte außer Verfolgung zu setzen. In dem Beschlusse, durch welchen das Hauptverfahren eröffnet wird, ist die dem Angeklagten zur Last gelegte That unter Hervorhebung ihrer gesetzlichen Merkmale und des anzuwendenden Strafgesetzes, sowie das Gericht, vor welchem die Hauptverhandlung stattfinden soll, zu bezeichnen. Dieser Beschluß ist unanfechtbar. Gegen den Beschluß, durch welchen die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt wird, steht dem Staatsanwalt die sofortige Beschwerde zu.

(Schluß folgt.)

Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennmaterialeen*).

Von Rothberg-Lindener.

Wenn man gegenwärtig einen Blick wirft nur auf die im eignen Lande veröffentlichten Patentlisten, so kann man als ersten Eindruck einen gewaltigen Respekt bekommen vor der Fruchtbarkeit eines jeden Tages an neuen Erfindungen, falls man deren Zahl mehr, als den Werth als maßgebend gelten lassen will. Bekannt ist, daß einerseits so manche neuen, werthvollen Gedankenkombinationen auf technischem und chemischem Gebiet aus hier nicht zu erörternden Gründen ohne Anspruch auf Patentirwerden zum allgemeinen Nutzen praktisch verwertet werden, andererseits aber auch sowohl patentirte als unpatentirte Erfindungen massenhaft dem Geschick der menschlichen Kindersterblichkeit verfallen. Die Bearbeitung des kulturhistorisch interessanten Materials, und besonders die Auffuchung der Ursachen des Entstehens und raschen Dahinsiehens der überwiegenden Zahl dieser Sprößlinge des menschlichen Verstandes dürfte recht lohnend sein und zu ebenso bemerkenswerthen Aufschlüssen führen, als die jetzt mit so großem Eifer bearbeitete Kindersterblichkeit.

Die Betrachtung der vermeintlichen Erfindungen auf dem von uns hier behandelten Gebiet der Brennstoffe zeigt die beachtenswerthe Thatsache, daß mit Hartnäckigkeit immer wieder Neuerer auftreten, die mit Mischungen irgend einer unbrennlichen Substanz und eines Brennmaterials experimentiren. So wollte vor einigen Jahren ein Herr R. aus Hasselt in Belgien entdeckt haben, daß gewöhnliche Erde mit ein Sechstel Steinkohlen und einer Kleinigkeit Soda oder Kochsalz versetzt, nicht nur eben so gut, sondern sogar besser brenne, als reine Kohle. Die „Erfindung“ machte in engeren Kreisen Furore; Landleute fuhren vor die Stadt zu Herrn R. und holten sich Erde karrenweis zum Brennen. Auch als Zusatz zu Petroleum sollte ein gewisses Quantum Soda eine erstaunliche Ersparniß an Material herbeiführen. Noch sei eines englischen „Erfinders“ gedacht, der öffentlich die Behauptung vertrat, daß 75 pCt. der jetzt verbrannten Kohlen dadurch gespart werden könnten, daß man sie mit dem entsprechenden Quantum Kreide mische. In Betreff der belgischen Erfindung stellte sich nachträglich heraus, daß es sich um eine Erde handelte, die sehr reich an organischen Ueberresten war. Wenn es also gelang, jene Mischung zum Theil zu verbrennen, so war das außer dem Antheil Steinkohlen, der torfigen Substanz zu verdanken, nicht der eigentlichen Erde. Abgesehen von einem Theil lächerlicher Unkenntniß liegt diesen Thatsachen aber das weit verbreitete populäre Bewußtsein zu Grunde, daß wohl eine große Verschwendung von Brennmaterial, aber sehr ungenügende Ausnutzung stattfinden möge; nur daß es leider zu häufig zu der unklarsten Annahme verleitet, daß zu große Reinheit und Flüchtigkeit desselben die Ursache davon sei. Das beliebte Ueberschwemmen der Steinkohlen mit Wasser vor ihrem Verbrauch ist auch ein Zeugniß für diesen Glauben.

Eine Erläuterung des Wesens der Verbrennung kohlenstoff-

haltiger Verbindungen dürfte daher vor der vergleichenden Betrachtung der Werthe unserer Brennstoffe von Nutzen sein.

Nach der im ersten Theil gegebenen Darstellung des Herkommens unserer Brennstoffe aus Zerlegung von Kohlenäure, unter Bindung von Sonnenwärme mittels der Pflanzenvegetation, ist leicht einzusehen, daß die künstliche Verbrennung nur in dem umgekehrten Vorgang, nämlich in der Bildung von Kohlenäure aus einem Kohle enthaltenden Körper, unter Eintritt von Sauerstoff und Freiwerden eines genau gleichen Quantum Wärme, bestehen könne. Ebenso wie aber der erstere Vorgang nicht ohne eine ganze Reihe von Zwischenstufen bis zur Bildung nahezu reiner Kohle geschieht, haben wir es auch bei der Verbrennung fast niemals mit einer einfachen Oxydation von Kohle zu Kohlenäure zu thun, sondern mit mehr und weniger komplizirten Zwischenvorgängen, deren Endresultat nur im günstigsten Falle reine Kohlenäure als Produkt und das mögliche, ganze Quantum Wärme als freiwerdend ergibt. Wohl aber müssen wir die Erreichung dieses in der einfachsten und zweckmäßigsten Weise als erstrebenswerthe Aufgabe bei unseren Heizungsrichtungen im Auge behalten.

Bei der theoretischen Erörterung der Verbrennung haben wir es zunächst mit den Modifikationen zu thun, die sie je nach der Natur des zu unserer Verfügung stehenden Brennstoffes, nach der quantitativen Zusammensetzung desselben aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Aschenbestandtheilen, sowie nach der physikalischen Beschaffenheit in Hinsicht der Dichte und Form (Größe der Stücke, Porosität) der Brennstoffe aufweist.

Zur Einleitung der Verbrennung erfordern die Brennstoffe zunächst die Mittheilung einer je nach ihrer Zusammensetzung weniger oder mehr erhöhten Temperatur; sie müssen also erhitzt werden, was gewöhnlich durch Berührung mit einem brennenden oder glühenden Körper geschieht. Bei einem brennenden Körper erhizen die brennenden Theile die zunächstliegenden, und so setzt sich die Verbrennung fort, dagegen verlischt ein brennender Körper, wenn man ihm die nötige Wärme entzieht, so z. B. ein Stück glühende Kohle, das man auf ein Metall, also einen guten Wärmeleiter legt. Auch glühende Gase werden durch gute Wärmeleiter so stark abgekühlt, daß die Verbrennung an der Berührungsstelle aufhört. Deshalb schlägt eine Flamme nicht durch ein feines Drahtnetz, welche Eigenschaft in der bekannten Davy'schen Sicherheitslampe nutzbar gemacht ist, welche bewirkt, daß ein explosives Gemisch von Sumpf-(Gruben-)Gas und Luft, wie es in Steinkohlengruben sich bildet, nur innerhalb der Lampe verbrennt.

Am häufigsten bewirkt man die Abkühlung zum Erlöschen brennender Körper durch Uebergießen mit kaltem Wasser. Denselben Zweck erreicht man aber auch durch Abhalten eines weiteren Zutritts von Sauerstoff (Bedecken mit Erde oder Asche),

*) Fortsetzung des Artikels „Brennstoffe und Wohnungsheizung“.

oder durch Zuführung einer Gasart, welche zum Verbrennen ungeeignet ist, wie Stidgas, Kohlenäure oder schweflige Säure.

Manche Körper verbrennen mit Flamme — und zwar sind die an Wasserstoff reichsten die flammbarsten Brennstoffe —, andere ohne Flamme. Diese ist nichts, als glühendes Gas. Ist also der Brennstoff schon gasförmig, wie Leuchtgas (ein Gemenge, dessen wesentliche brennbare Bestandtheile Kohlenwasserstoffe, Kohlenoxyd und Wasserstoff sind), oder verwandelt er sich bei der Verbrennungstemperatur in Gas (Dampf), oder ist das Verbrennungsprodukt gasförmig, so entsteht eine Flamme. Die flüssigen und festen Kohlenwasserstoffe (Paraffin, Petroleum, Phytogen, Solaröl u. a.) verwandeln sich beim Erhitzen direkt in Gas oder Dampf, welcher durch Zutritt von Sauerstoff zu Kohlenäure und Wasser verbrennt. Aber die festen, sauerstoffhaltigen, unsere eigentlichen Brennstoffe, welche an sich nicht flüchtig sind, werden zunächst in der Hitze zerlegt, entwickeln brennbare Gase, und diese Verzeugsprodukte verbrennen dann erst mit Flamme. Hier nimmt also der in dem Körper selbstenthaltene Sauerstoff an der Verbrennung theil. Es brennen aber nicht Holz, Torf, Steinkohle als solche, sondern die durch Hitze gebildeten brennbaren Verzeugsprodukte.

Die Vorstellung des Verbrennens mit Flamme schließt gewöhnlich die des Leuchtens ein, welches aber keine nothwendige Folge des ersteren ist, wie sich das an der nichtleuchtenden Flamme von Alkohol, Sumpfgas und Wasserstoff zeigt. In der leuchtenden Flamme kohlenstoffhaltiger Gase ist es allemal aufs feinste vertheilt, im hellglühenden Zustand befindliche Kohle, welche das Leuchten bewirkt. Man ersieht das daraus, daß, wenn man einen kalten Körper in eine solche leuchtende Flamme bringt, sich an demselben Kohle (Ruß) absetzt. Es kann aber auch durch andere feste, zum Glühen erhitzte Körper eine nicht leuchtende Flamme leuchtend gemacht werden, so z. B. eine Wasserstoffflamme durch Kalk oder Platin, das darin in Weißgluth gerathen ist. Es ist nun beim flammenden Verbrennen kohlenhaltiger Gase sehr zu beachten, daß die Flamme an sich noch durchaus kein Anzeichen einer vollkommenen, den höchsten Hitzeegrad und vollkommene Ausnutzung des Materials ergebenden Verbrennung ist. Denn es ist leicht einzusehen, — da die Leuchtkraft der gewöhnlichen Flamme von Kohle herrührt, die in ihr glühend aufsteigt und an ihren Rändern und vorzüglich an der Spitze verbrennt (wo daher stets die Temperatur am höchsten ist) — daß bei großem Gehalt an Kohlenstoff, oder bei ungenügendem Luftzutritt die ausgeschiedene Kohle nicht zum Weißglühen gelangt; die Flammen sind dann gelb oder roth und führen viel unverbrannte Kohle als Rauch und Ruß an die Luft. Jede Flamme, die nicht hell weiß oder gar nicht leuchtet, ist also nur Vermittlerin zur Verflüchtigung eines Theils des Brennmaterials, ohne daß er Nutzen geleistet, Wärme abgegeben hätte; denn der gelb- oder rothglühende Zustand, in dem sich die entweichende Kohle eine zeitlang befunden hat, bedeutet nicht eigene Wärmeentwicklung dieses An-

theils, sondern Wärmeaufnahme von den anderen, wirklich verbrannten Theilen.

Die an Kohlenstoff reichsten Brennstoffe — Holzkohle, Koks, Anthrazit — verbrennen bei richtiger Anwendung fast ohne Flamme, es zeigt sich höchstens die kurze, bläuliche des Kohlenoxyds; es ist dann allein die noch feste, unverflüchtigt glühende Kohle, welche leuchtet; und da man doch die große, bei vollkommener Verbrennung des Stoffs zu Kohlenäure gelieferte Hitze wahrnimmt, so sagt man wohl auch, in Verkennung des eigentlichen Wesens der Flamme, wie es oben auseinandergesetzt wurde, daß die vollkommenste Verbrennung mit schwarzer Flamme stattfindet.

Die Brennbarkeit eines Körpers, wenn unter dieser Eigenschaft hier zunächst, dem allgemeinen Sprachgebrauch zufolge, nur die Fähigkeit mit dem Sauerstoff der Luft Wärme entwickelnde Verbindungen einzugehen, verstanden werden soll, hängt aber nicht nur von der Zusammenziehung der brennbaren Substanz selbst, sondern theilweise auch von ihren nicht brennbaren Beimengungen, der Asche, ab. Wenn dieselbe in größerer Menge vorhanden ist, so kann sie den Brennstoff von Anfang an, und noch mehr, wenn einiger Abbrand erfolgt ist, förmlich einhüllen, dadurch den Zutritt der Luft schwächen, verlangsamen und die Verbrennung unvollkommen, mit Wärmeverlust verknüpft gestalten.

Wenn man als höheren Grad von Brennbarkeit die je nach der Art des Brennstoffs zunehmende Raschheit ansieht, mit welcher er unter gleichen Bedingungen (bei gleich großen Stücken und gleichem Luftzuge) durch den Sauerstoff der Luft verzehrt wird und Wärme entwickelt, so ist darüber das Folgende zu bemerken: Brennbarkeit in diesem Sinne entspricht im ganzen der Entzündlichkeit, da der rascher brennende Stoff auch der entzündlichere zu sein pflegt, nämlich schneller und unter einfacheren Bedingungen in den Zustand des Brennens gebracht werden kann. Die wasserstoffreichsten Brennstoffe sind, wie die flammbarsten, so auch die entzündlichsten. Der gasreichere beginnt durch die Entzündungswärme schon bei niedrigerer Temperatur zerlegt zu werden, verliert auch in gleichen Zeiten mehr an seinem Gewicht und wird also rascher verzehrt, als der gasarme. Der glühende Rückstand brennt aber weiterhin nicht nur an seiner Oberfläche, sondern auch in seinem Innern, und zwar im allgemeinen um so mehr, je mehr Gase entwickelt wurden, durch deren Entweichen er um so poröser und durchdringlicher für die Luft geworden ist. Aus dieser doppelten Veranlassung, welche den Grad der Brennbarkeit erhöht, brennt jeder Brennstoff nicht nur an der Oberfläche, sondern auch im Innern und in der aus ihm hervorgegangenen Gasflamme entfernt von den Stücken. Bei den künstlich vorbereiteten reineren Kohlen, dem Koks oder der Holzkohle, fällt das letztere nahezu weg; bei Anthrazit findet fast nur oberflächliches Brennen statt, da er äußerst wenig Gas entwickelt und also während des Brandes nur wenig an Porosität zunimmt. (Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolf von B.

(Fortsetzung.)

Schweders Stirn verdüsterte sich, um seine Mundwinkel zuckte ein spöttisches Lächeln, als er die flammenden Augen der schönen Frau so drohend auf sich gerichtet sah.

„Nun denn —“ sagte er, „wir stehen vor einem fait accompli*). Ich bin nicht der Mann, mich vor den Thatfachen zu verstecken. Ich ersuche daher, alles, was ich jetzt sage, als meine rückhaltlose Auffassung, als buchstäblich wahr zu respektiren. Jene Christine Stein ist wahnsinnig — wahnsinnig vor Leidenschaft, sonst würde sie den verzweifeltsten Brief nicht geschrieben haben. Der Gegenstand ihrer Leidenschaft bin ich — seit einer Reihe von Jahren. Vor fünf Jahren“ — Schweder betonte die „fünf“ mit großem Nachdruck — „ließ ich mich auf kurze Zeit zu einer Tändelei herbei, wie sie ein Mann von Welt zu Duzenden aufnimmt und fortwirft. Christine Stein ist Schauspielerin, sie hat ein bewegtes — sehr bewegtes Leben hinter sich, — es ist lächerlich — es ist wahnsinnig von ihr, Treue zu verlangen,

wie es wahnsinnig ist von ihr, von der Anbetung ihres Mannes, des Komödianten und Theaterhanswurstes Bergmann, zu sprechen, der die Flasche anbetet und sonst weiter nichts. Ich habe sie mehr als einmal bereits abgeschüttelt, immer aber hat sie wieder versucht, sich mir aufzudrängen —“

Schweder stockte nur einen Moment, aber doch lange genug, um der Dame, die ihm mit finstrem Lächeln zuhörte, Zeit zur Unterbrechung zu gewähren.

„Und Sie haben natürlich auch bis in die neueste Zeit geduldet, daß sie sich Ihnen aufgedrängt hat, — sie haben gespielt mit ihr, wie die Katze mit der Maus, und wie Sie gespielt hatten auch und gleichzeitig mit anderen; Sie haben geduldet, daß dieser Frau ‚wahnsinnige‘ Leidenschaft nicht vernichtet, sondern daß sie gefestigt wurde — und dem ins Angesicht können Sie natürlich mit dem besten Recht von der Welt behaupten, daß Sie ein Mann von Herz, daß Sie ein Mann von Ehre sind, Herr Schweder!“

Er wollte antworten, zornig, erbittert, aber die leidenschaftliche Frau ließ ihn nicht zu Worte kommen.

*) Vollendete Thatfache.

„Ich danke Ihnen für alle weiteren Auskünfte, ich weiß genug, übrig genug, — ich hoffe, Sie nicht wiederzusehen, Herr Schweder. Ich werde zum Theil dem Beispiel jener andern folgen, — mein Gatte soll wissen, was er von seinem Weibe und was er von seinem ‚einzigem‘ Freunde, dem unvergleichlichen Herrn Schweder zu halten hat —“ Sie schritt hastig zur Thür.

Schweder stellte sich ihr hochauferichtet in den Weg. Es war, als ob es ihm einen Augenblick lang Mühe kostete, seine Erregung zu meistern, und seine Stimme erklang lauter und wärmer als vorher, als er sagte:

„So dürfen wir nicht von einander scheiden. Es ist nicht wahr — ich bin nicht herzlos, und ich dulde nicht — nie und nimmer dulde ich, daß das Band, welches uns verknüpft, in wilder Verblendung schonungslos und für immer zerrissen werde. —“

Bei den letzten Worten war es, als ob seine Stimme bebte, er erhob seine Arme, als wollte er die Frau, die vor ihm stand, umfassen; sie aber wich vor seiner Berührung zurück, als ob sie ihn verabscheue:

„Wenn Sie mir nicht sofort freie Bahn lassen,“ schrie sie mehr, als sie es rief, „dort ist das Fenster — ich schlage es ein und rufe um Hülfe, — ich zerreiße die Fesseln, und wenn ich dabei zugrunde gehen sollte, — mein Stolz ist ohnehin vernichtet, und ich habe lange genug gefühlt, was ich heute weiß, daß ich nur ein Spielball, ein Nichts, oder gar schlimmer, als ein Nichts, — nur Mittel, erbärmliches Mittel zum Zweck in den Händen eines Geschäftsspekulanten —“

Aus Schweders Gesicht begann die Farbe zu weichen, jetzt funkelten und flammten auch seine Augen. Blitznell, mit einem Satz, so wild und gewandt, wie ein Tiger springt, stand er vor dem Fenster und hatte mit der einen Hand den vollen Oberarm der Frau gefaßt, während er die andre erhob wie zu einem Gewaltstreich, als ob er sie zu schweigen zwingen, ihr gewaltsam den Mund schließen wollte. —

Die aufs höchste empörte, energische Frau schrie wild auf, mit einer äußersten Kraftanstrengung gelang es ihr, sich seinem eisernen Griff zu entwinden, — sie stürzte zur Thür, die nun frei war; aber ehe sie sie noch erreicht hatte, wurde sie aufgestoßen und auf der Schwelle stand eine andere Frau, gleichfalls mit wilden, aber triumphirenden Blicken die Szene betrachtend.

„Also wirklich,“ es klang wie ein Jubelschrei aus dem Munde der Neugekommenen; „wirklich finde ich die Herrschaften bei einander und, wie der Augenschein lehrt, in einer Erregung, die mir nicht nur beweist, daß ich recht gehabt, als ich Sie, gnädige Frau, als meine Schicksalsgenossin anredete, sondern auch, daß ich das richtige Mittel wählte, um mich auch an ihm zu rächen — an Ihnen, mein Freund Schweder.“

Ueber Schweders Gesicht hatte sich eine Blässe gelegt, die noch um einen Schatten tiefer wurde, als er im Nebenzimmer Männertritte hörte. Aber er war noch lange nicht besiegt, — an seiner stolzen Haltung war keine Spur geändert, auf seinem Antlitz lag die alte überlegene Energie. Auf die Worte Christine Steins antwortete er nicht; er schritt an den beiden Frauen, die einander mit unbeschreiblichem, halb theilnahmvollem, halb feindlichem und verächtlichem Gesichtsausdruck ins Auge schauten, vorüber zur Thür.

„Ah, Sie Herr Brell, haben dieser Dame geöffnet; sehr freundlich. Und Herr Klose — Ihnen meinen besten Dank für Ihr freundliches Erscheinen. Sie werden die Güte haben, mir und einer ebenso schönen als hochzuverehrenden Dame einen Kavaliereidienst zu leisten, und dann wieder hierher zurückzukehren, wenn ich bitten darf. Die Gattin meines besten Freundes war in Geschäftsangelegenheiten auf der Redaktion und wurde unwohl. Sie geleiten die Dame nachhause — an der nächsten Ecke stehen Wagen. Ich würde mir die Ehre selbst geben, wenn mich eine andre — eine traurige Pflicht — nicht jetzt zurückhielte.“

„Besten Freund — Geschäftsangelegenheiten — unwohl — hören Sie es, gnädige Frau?“ lachte die Schauspielerin hell auf.

Schweder kehrte sich nicht daran. Er trat dicht vor Brell und sagte leise, sodas nur der Angeredete und der ganz verduht neben diesem stehende alte Herr Klose die Worte verstehen konnte:

„Sie — holen sofort meinen Arzt, den Professor Berneck, hierher, er muß kommen — unter allen Umständen — auf der Stelle.“

Brell, der ein Grinsen, das noch viel höhniischer ausah, als sonst, kaum verbergen konnte, verbeugte sich. Schweder stand bereits wieder an der Thür seines Bureaus:

„Gnädige Frau — ich bitte. Mein verehrter Freund — der würdige Herr Doktor Klose, wird die Güte haben, Sie nachhause zu geleiten. Ich hoffe, daß Sie die frische Frühlingsluft wieder völlig hergestellt haben wird, bevor Sie Ihre Wohnung erreicht haben.“

Wieder lachte die Schauspielerin — so laut, fast unheimlich, auf, daß der alte Herr Klose, welcher absolut keine Ahnung hatte, was der seltsame Auftritt, dessen unfreiwilliger Zeuge er geworden, zu bedeuten habe, ganz entsetzt nach der Thür schaute.

„Glauben Sie das auch, gnädige Frau?“ hatte Christine Stein gefragt.

Frau Senfheil gewann es nicht über sich, ihr zu antworten, sie auch nur noch einmal anzusehen, als sie bei ihr vorüberschritt. Schweder hatte recht, — die Szene mußte enden, — der Eklat war groß genug, furchtbar groß, und der letzte, erschütterndste Akt in dem Drama war es ohnehin nicht.

Aber sie sah auch Schweder nicht an, als sie aus seinem Zimmer in das andre trat. Sie schaute nur auf Klose:

„Wenn Sie mich begleiten wollen, mein Herr Doktor,“ sagte sie mit müder, aus einem wunden Herzen matt herausflingender Stimme.

Der alte Herr starrte sie an, so überrascht, so erregt, wie damals, als er sie zum erstenmale sah, im Restaurant Weinhold, an jenem Abend, welcher ihm Fritz Lauter näher geführt hatte. Seine Stimme versagte fast den Dienst, als er mit tiefer Beueugung antwortete:

„Wenn mir die gnädige Frau das Bergnügen — die Ehre —“

Die Dame neigte ihr schönes Haupt gegen ihn, und gegen ihn allein, und schritt rasch, ohne ein Wort, ohne einen Blick sonst ihm voran zur Thür. Der alte Herr Klose folgte ihr, wie im Traume.

Schweder warf einen fragenden, befehlenden Blick auf Brell, der immer noch, neugierig umherpionirend und grinsend auf dem alten Fleck stand. Brell kannte seinen Chef und fürchtete solche Blicke, — er verschwand eiligst, aber nicht, ohne noch einmal nach der schönen Schauspielerin hingeschaut zu haben, welche sich, wie von irgendeiner großen Anstrengung erschöpft, auf einem der Fauteuils niedergelassen hatte und das Gesicht hinter ihren Fächer verbarg.

Schweder zögerte einen Augenblick, bevor er in sein Zimmer zurückkehrte. Sein Gesicht zeigte wieder jene Kälte, welche anzudeuten pflegte, daß er zum äußersten entschlossen war, drohend und düster leuchteten seine Augen und um seinen Mund hatte sich ein Zug von Grausamkeit gelegt, der die vollen Lippen fest zusammenzog.

„Ja — ich finde — es gibt keinen andern Weg — es muß sein — sie hat's gewollt; ich habe sie tausendmal gewarnt, sie solle niemals sich unterziehen, feindlich meinen Weg zu kreuzen. Aber die andere — nun, wenn sie die Thorheiten noch weiter treibt, dann auch sie — in der einen oder der andern Weise; vielleicht sie und er, mein Freund — pah, wenn er mich zur Rechenenschaft ziehen will, so ist auch er seines Schicksals Schmieb, — ich weiche nicht, ich will und muß das Spiel gewinnen. Was ich dabei gewinnen kann bei dem verdammt hohen Einsatz, den ich auf ein paar wickel'sche, erbärmliche Karten setze — ja, was —“

Ueber seine Züge wetterleuchtete es wie Selbstverhöhnung.

Er zuckte die Achseln und trat in sein Zimmer.

Fritz Lauter war seit mehr als acht Tagen im Gebirge. Er hatte sich im Einverständnis mit seinem Chef für die ersten Tage bei seinen Verwandten in Oberbartenstein einquartiert. Dann hatte er seinen Aufenthaltsort in dem entgegengesetzten Theile des Oberlandes gewählt, um gleich in den ersten Tagen aus eigner Anschauung ein möglichst vollständiges und möglichst wenig einseitiges Bild von der Lage der Dinge da oben zu erhalten.

Was er bis jetzt gesehen und gehört, erschien ihm trostlos; noch viel schlimmer und verhängnisvoller, als er es sich vorher hatte träumen lassen. Die Hoffnung, daß die Erbitterung der Gebirgsbewohner wegen des Engagements der Italiener und Wasserpolen sehr bald verwauchen würde, wie sie vielfach ausgesprochen worden war, schien ihm jetzt völlig trügerisch. Im Gegentheil: es war ihm, als ob jeder Tag diese Erbitterung steigerte. Das war auch die Auffassung, wie sie bei den an der brennenden Frage nicht unmittelbar beteiligten Bewohnern der Gebirgsstädte und Dörfer vorherrschte. Es werde und müsse zu blutigen Konflikten kommen, wenn die Eisenbahnverwaltung nicht endlich noch ein Einsehen habe, meinte man. (Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Selbst eine nur flüchtige Skizzirung der Geschichte des amerikanischen Südens kann die Befreiung des letzteren von der spanischen Herrschaft nicht erzählen, ohne dabei der Stellung zu gedenken, welche die seit der Entdeckung des Landes in Amerika das Nachwort sprechende „alte Welt“ zu der Veränderung in den staatlichen Verhältnissen des Westens eingenommen hat. Die nach den sogen. „Freiheitskriegen“ in Europa hereinbrechende Reaktion ließ es in der That nicht an Bemühungen fehlen, auch diesmal ihren Einfluß jenseits des Ozeans zu ihren Gunsten geltend zu machen. Sie sah die freiheitliche Bewegung in Südamerika, so sehr war das kranke Europa von seiner sehr zweifelhaft gewordenen Würde eingenommen, wie eine Art von persönlicher Beleidigung auf, und die drei Allianz-mächte zeigten Lust, die Angelegenheit zum Gegenstand der Beratungen eines Kongresses zu machen, um ihren — natürlich! — „berechtigten Wünschen“ Erfolg zu verschaffen. Diese Wünsche liefen aber, ganz den griech-römischen Alltagsneigungen der alten, furchtsamen Dame entsprechend, auf nichts anderes als auf die unbedingte Wiederherstellung der spanischen Herrschaft oder wenigstens die Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips durch Einsetzung bourbonischer Prinzen in jenen Staaten hinaus. Eigenwillig, wie kranke Alte sind, würde man sich weder durch „die handgreifliche Lächerlichkeit, die darin lag, daß Preußen oder Oesterreich sich um die Regierungsform eines Landes bekümmerte, von dem sie durch die Breite zweier Weltmeere und zweier Kontinente geschieden waren“, noch durch „die warnende Stimme des damaligen Präsidenten der nordamerikanischen Union, James Monroe (1817—1825), daß das Zeitalter europäischer Staatengründungen auf amerikanischem Boden geschlossen sei“, von dem thörichten Beginnen haben abbringen lassen, hätte nicht „die Stimme des gesunden Menschenverstandes diesmal einen Verbündeten an den merkantilen Interessen Englands und an der ruhigen Energie seines leitenden Staatsmannes gehabt.“ Es war der reichbegabte, humane englische Minister Lord George Canning, der bestimmend ins Mittel griff, — derselbe, der auf einem Festmahl zu Harwich den seitdem als wahres Zeit- und Schlagwort in millionen Herzen widerklingenden Wahspruch ertönen ließ: „Bürgerliche und religiöse Freiheit über die weite Welt (all over the world)“ . . .

Der englische Handel nämlich hatte bei dem ungehemmten Verkehr, den die freigewordenen Staaten suchen mußten, mehr Vortheil, als bei dem engherzigen und beschränkten Geiste der früheren spanischen Handelspolitik, welche den englischen Erzeugnissen den Eingang verwehrete, und schon hatten sich zahlreiche Verbindungen Englands mit den südamerikanischen Republiken angeknüpft, deren Interessen den absoluten Widerstand gegen jede Neigung, die früheren Verhältnisse daselbst wieder herzustellen gebieterisch erheischten. So erklärte denn Canning dem französischen Gesandten am britischen Hofe, von Polignac, der sich zum Organ jener Interventionsideen der „heiligen Allianz“ machte, rund heraus, „daß die Regierungsform, unter welcher ein Volk leben wollte, niemanden etwas angehe, als dieses Volk selbst“, und betonte auf das bestimmteste, daß er fest entschlossen sei, jene europäische Einmischung in dem besagten Sinne niemals zuzulassen. Zur höchsten Entrüstung der kontinentalen Mächte ernannte er im Jahre 1823 britische Konsuln für die neuen Staaten, um die Interessen des britischen Handels daselbst wirksam zu vertreten, und erkannte nach dieser mittelbaren Anerkennung am 1. Januar 1825 Mexiko, Columbia und Buenos-Ayres in ihrer neuen staatlichen Gestalt förmlich an. „Ich rief die neue Welt ins Dasein“, — so sagte er mit gerechtem Stolz in einer diesen Meisterzug seiner Politik entwickelnden Rede im Parlament, welche von der liberalen Seite des letzteren mit lautestem Beifall begrüßt wurde — „um das Gleichgewicht der alten herzustellen.“ Er hat Recht gehabt; jeder weitere Versuch, der im Verlaufe der folgenden Jahrzehnte unternommen wurde, in dieser oder jener Weise bestimmend auf die südamerikanischen und amerikanischen Verhältnisse im weiteren Sinne einzuwirken, hat ein unglückliches Ende genommen.

Was die weitere Geschichte der südamerikanischen Republiken, deren es gegenwärtig neun — Peru, Bolivia, Paraguay, Ecuador, Argentinien, Chile, Uruguay, Vereinigte Staaten von Venezuela, Vereinigte Staaten von Columbia — gibt, in unserem Jahrhundert angeht, so ist schon darauf hingewiesen worden, daß dieselbe aus einer fortlaufenden Kette von Aufständen, Revolutionen und gegenseitigen Fortreibungen besteht, wovon der Grund jedenfalls in dem Charakter der dünnbesetzten, wenig arbeitslustigen und aufregungsbedürftigen Bevölkerung, der die überschwänglich reiche Natur nie ermüdet ihre zum größten Theile ungenützt wieder in ihren Schoß zurückgehenden Schätze darbietet, zu suchen ist. Ein von einer Anzahl der südamerikanischen Staaten beschickter Kongreß, der im Jahre 1860 zu Lima stattfand, und von dem energischen, feurigen General Ramon Castilla, Präsidenten von Peru, zusammengebracht worden war, erfüllte die durch ihn genährten Hoffnungen auf eine größere gegenseitige Annäherung nicht. Eine Ausnahme von dem allgemeinen Zustand in diesen Republiken hat eigentlich nur eine der kleinsten, der dünnbevölkerte, halbindianische Binnenstaat Paraguay aufzuweisen, welcher aber bekanntlich wieder durch den

fünfjährigen Kampf gegen die „Tripleallianz“ (1865—70) und die im letzten Jahre daselbst ausgebrochene Revolution in neuerer Zeit schwer heimgesucht wurde. Wir haben hier nur auf die Verhältnisse Peru's, Bolivia's und Chile's näher einzugehen, insofern diese Darstellung im Hinblick auf den gegenwärtig zwischen jenen beiden Republiken als Allirten und dem letzteren stattfindenden Krieg veranlaßt worden ist. Mit Peru beginnen wir dabei deshalb, weil dieser Staat unter den anderen Republiken Südamerika's in mehr als einer Hinsicht den ersten Rang einnimmt.

Die geographische Größe Peru's wird, wie die fast aller südamerikanischen Staaten, verschieden angegeben; wir glauben das Richtige zu treffen, wenn wir sie auf 24 000 Quadratmeilen mit gegen 3 mill. Einwohnern bemessen. Eines der reichsten und schönsten Länder Südamerika's, steht ihm jedenfalls eine große Zukunft bevor. Es ist von der Natur selbst in drei Theile getheilt: Die 10—20 Meilen breite Küstengegend — die Valles — deren größerer Theil sandig ist, zum kleinen Theil aber auch aus sehr fruchtbaren Thälern, welche von den in den Gebirgen entspringenden Flüssen bewässert werden, besteht, — zweitens die Sierra, hohes Gebirgsland zwischen den beiden Andesketten — drittens die aus feuchtem Wiesen- und Sumpfland und aus fruchtbaren Pampas bestehenden warmen Thäler am östlichen Abhange der Bergketten. Während die Sierra sehr wenig für den Ackerbau benutzt wird, liefert sie dagegen durch ihren großen Metallreichtum für den Bergbau die vortheilhafteste Ausbeute. Die ebene Küstenstrecke hat besonders durch das hier sich dem Auge darbietende großartige Schauspiel des stillen Ozeans mit seinem Wogen und die grünen Däfen, die man hier und dort zwischen den Sandflächen erblickt, einen hohen Reiz; von größerer Schönheit noch sind aber die Gebirgsgegenden, wo himmelanstrebende Berge mit furchtbaren Abgründen und Schluchten abwechseln und senkrechte, auf einander gehäufte Felsen ebenso viele Stufen zu sein scheinen, um die Cordilleras zu erklettern, auf deren Gipfeln der ewige Schnee leuchtet und prangt und die südliche Sonne Peru ist ganz in der südlichen Zone gelegen) das Auge durch die wunderbaren Farbenspiele entzückt. Die Thäler an den Abhängen im Osten haben mehr einen freundlichen Charakter und zeichnen sich durch eine großartige Vegetation aus (Weizen, Reis, Kaffee, Zuckerrohr, Kacaobohnen, Baumwolle, von der man im Jahre drei Ernten erzielt, Flach und Hanf, Tabak, Muskatnüsse, Ingwer, Pfeffer, in den unermeßlichen Urwäldern kostbare Holzarten, die ebenso gut zur Verwendung zum Schiffbau wie zur Kunstschlerei dienen, wie z. B. Cedern, Acazien, Ebenholz, Eichenholz, zehn bis zwölf Palmenarten, mehrere Arten Chinabäume, Aloe, Farbehölzer, Gummibäume, ferner officinelle Kräuter, Coca u. a. m.). Bekannt ist der Mineralienreichtum Peru's, der geradezu unerhöplich zu sein scheint und bereits eine ungeheure Ausbeute geliefert hat. Gold und Silber wird nicht allein in den hohen Bergketten, sondern auch in den Sandgegenden und selbst in den Flüssen gefunden. Ferner gewinnt man Quecksilber in Ueberfluß, Salpeter, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Nickel, Schwefel, Asphalt, Salz. Schließlich und vor allem ist noch der unermeßlichen Guanolager zu gedenken, die sich hauptsächlich auf den drei Chincha-Inseln, aber daneben auch noch auf anderen Eilanden finden. Der Guano bildet neben dem in neuerer Zeit gleichfalls in großen Mengen zur Verwendung gelangenden salpetersauren Natron den ergiebigsten und bedeutendsten peruanischen Ausfuhrartikel und die Erträgnisse seines Verkaufs haben der Staatskasse schon mehrere hundert millionen Dollars eingebracht. Und dabei scheinen die Lager noch lange nicht erschöpft zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Reise vor zweihundert Jahren. (Bild Seite 377.) Wir sehen uns in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückversetzt, in dessen erster ein blutiger Krieg die deutschen Lande verwüstete. Noch tragen die wenigen Straßen die Spuren rastlos hin und wieder ziehender Heere mit schwerem Geschütz und endlosem Troß. Zudem schießt seit Tagen unendlicher Regen herab und verwandelt die Fahrbahn in ein Meer von Schmutz, in den die Räder zur Hälfte einsinken. Widerwillig lenken die Kofse unter den Peitschenhieben, und mißmutig bergen sich die Reisenden hinter den Schutzledern der schwerfälligen Kutsche, die eher einem auf Räder gestellten Sarg, als einem Verkehrsmittel für Lebende gleicht. Noch machen brotlos gewordene Soldaten aus aller Herren Länder die Straße unsicher und bieten sich im günstigsten Falle den wenigen Reisenden, die die eiserne Nothwendigkeit auf die Straße treibt, zum bewaffneten Geleite an. Holpert so ein Aufzug durch eines der halb niedergebrennten Dörfer des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, so schaut kaum ein halbes Duzend zerlumpter Kinder aus den Fenstern, die Alten schließen ängstlich die Thüre zu, denn die vorüberziehende Rotte könnte nach Gutdünken eine Brandschabung vornehmen und selbe noch obendrein mit dem rothen Hahn auf dem Dache quittiren. Auch in den Städten liegt Handel und Wandel darnieder und die Bevölkerung ist durch Pest und Hunger dezimirt. Das sind die Segnungen der guten alten Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Und doch paßt unsere düstere, aber wahrheitsgetreue Schilderung nur auf die reichen Reisenden des 17. Jahrhunderts. Die armen griffen zu tausenden zum Bettelstab und gingen ohne festes Ziel in die weite Welt hinaus, nur um dem Elend zu entfliehen, das sie daheim umgab und tausende jagte die Reue über begangene Missethaten in die Fremde. Die Wunden dieses dreißigjährigen Siechthums

sind in den freien Reichsstädten Augsburg, Ulm und Nürnberg noch heute nicht vernachlässigt, denn die welthandelsbeherrschende Stellung dieser Städte ist unwiderbringlich dahin. Die Post befand sich nach dem Westphälischen Frieden in demselben erbärmlichen Zustande wie die Straßen, obzwar sie schon unter der Regierung des Kaisers Maximilian I. eingeführt worden war. Ihre Leitung wurde als eine Art Privilegium dem kaiserlichen Oberjägermeister Roger von Tassis übergeben, welcher im Lande Tirol die erste deutsche Post ins Leben gerufen hatte. Die Zweckmäßigkeit der neuen Einrichtung bewährte sich sehr bald, der Kaiser ließ sich nun auch eine Reitpost zwischen Wien und Brüssel organisieren und ernannte Roger von Tassis zum niederländischen Generalpostmeister. Man entlehnte die Bezeichnung „Post“ aus dem Lateinischen von dem Worte positus, zu deutsch „aufgestellt“, weil die Verbindung auf einer Aufstellung von Pferden beruhte. Bernhard, der Sohn des Vorgenannten, veränderte seinen Namen in Turn und Taxis. Er war es, der die Niederlande, Deutschland und Tirol mit Italien postalisch verband und zwar von Brüssel über Lüttich, Trier, Speier und Augsburg nach Mailand. Die Post hatte „kaiserliche Vollmacht“, d. h. alle Fuhrwerke mußten dem Reichspostreiter ausweichen, die Reiter gaben Raum für ihn und wo noch vereinzelte Raubritter in den Schluchten verborgen hausten, da zogen sie sich sofort zurück, wenn das Posthorn sich hören ließ. Achtzig Jahre nach ihrer Einführung war die Post durch den Trotz der deutschen Fürsten arg in Verfall gerathen, bis ihr der dreißigjährige Krieg vollends den Garaus machte. Erst nach dem Friedensschluß von Münster und Osnabrück (24. Okt. 1648) dachte man an die Wiederherstellung dieser öffentlichen Verkehrsanstalt und verbesserte sie wesentlich durch Einrichtung von Personenposten. Von einem kleinen Orte im Lande Hannover, von dem jetzt gänzlich unbekanntes Pütter, zwischen Hildesheim und Bremen, war der erste Personenpostcourer ausgegangen. So gering wie sein Ursprung, war auch seine Einrichtung. Schwere, plumpe Leiterwagen beförderten die anspruchlosen Passagiere, kein Dach schützte sie vor Regen und Sonnenschein, Schnee und Hagel konnten ungehindert die Köpfe mit Silberstaub pudern. Und eine Reihe von Jahren hindurch ließ sich die damalige Menschheit derartige Marterlasten geduldig gefallen; dann erst konstruierte man Leinwanddecken über Tannenreihen und noch viel später entstanden die dauernden ledernen Wagendächer, deren gelber Anstrich dem Postwagen den Namen der gelben Kutsche verlieh. Daß neben der Reichspost verschiedene Landesposten entstanden, ist bei der politischen Vielköpfigkeit Deutschlands selbstverständlich. Doch gerade diese Rivalität trug zur Bertheuerung des Porto bei. Noch in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts, kurz vor der 1804 erfolgten Auflösung des alten deutschen Reiches kostete ein Brief von Hamburg nach Nürnberg auf der Taxis'schen Post 12 Kreuzer, auf der Taxis'schen und brandenburgischen Post von Nürnberg nach Berlin, 14 Meilen Entfernung weniger, zahlte man über 27 Kreuzer, und, wenn auf dem Wege über Leipzig die sächsische Post hinzukam, waren gar 35 Kreuzer zu erlegen für den einfachen Brief. Beim Zusammenbruch des heiligen römischen Reiches deutscher Nation (1804) gab es 31 verschiedene Postanstalten. Seit dem Jahre 1871 haben wir „so weit die deutsche Zunge klingt“, wie Vater Zahn sagen würde, deren nur 4, und zwar die deutsche, die österreichische, die bayerische und die württembergische; jedenfalls sind drei zu viel.

Die Beeren der Tollkirsche als Vogelfutter. Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß gewisse Pflanzen nur für gewisse Thiere „giftig“ sind, während dieselben Pflanzen für andere Thiere sich unschädlich erweisen und sogar dritten Thieren als beliebte Nahrung dienen. Der Ausdruck „Giftpflanze“ ist somit kein allgemein gültiger, sondern nur ein relativer. Dies erweist sich am frappantesten in der Thatsache, daß die Beeren der Tollkirsche von den Drosseln ohne allen Nachtheil verzehrt werden, während ja einige wenige jener beräubernd-schwarzglänzenden Beeren hinreichen, einen Menschen vom Leben zum Tod zu befördern. Andererseits ist für uns Menschen die Kermesbeere (*Phytolacca decandra*) unschädlich (sie wird ja in südlichen Gegenden auch reichlich zum Färben des Weines verwendet), während sie für die Drosseln eine „Giftpflanze“ ist, von anderen Vögeln zugleich aber ohne Schaden genossen wird. Von all' den glänzenden saftigen Früchten der verschiedensten Gewächse, die seit Adams Zeiten als „giftig“ verschrieen sind, muß angenommen werden, daß sie für gewisse Thiere durchaus schädlich sind und diesen letzteren sogar als beliebte Nahrung dienen; denn anders läßt sich die verlockende Ausstattung jener Früchte nicht erklären. Sie sind die Produkte einer natürlichen Zuchtwahl, bei welcher diejenigen Thiere, welche jene Früchte genießen, als Züchter fungierten. Die in den Beeren und anderen fleischigen Früchten ein-

geschlossenen hartschaligen Samen gelangen häufig nur dann zum Keimen, wenn sie den Darmkanal eines Thieres passiert haben. Es leuchtet also ein, daß die Samen jener Pflanzen am meisten Aussicht hatten, unter günstigen Verhältnissen zu keimen, wenn sie in Begleit der verlockendsten Anziehungsmittel für fruchteverzehrende Thiere zur Reife gelangen. Bekanntlich keimen die von saftigem Fruchtfleisch umgebenen Samen des Weißdornes am besten, wenn sie erst von einem Vogel genossen wurden und mit den Auswurfstoffen desselben ausgefäet werden. In England benutzen die Gärtner diesen Umstand, indem sie die Weißdornfrüchte den Truthühnern als Nahrung vorlegen und hernach die Exkremente dieser Vögel mit den darin enthaltenen unverzehrt gebliebenen, nun aber aufgeweichten Samen zur Aussaat bringen. Die glänzenden Beerenfrüchte bilden ihre Farben und ihr saftiges Fleisch nicht ohne Nutzen. Das durch diese Momente angelockte Thier dient unbewußt als Säemann für die betreffende Pflanzenart. Die für den Menschen so „giftige“ Einbeere (*Paris quadrifolia*), welche in unseren Gegenden so häufig ist, findet bei ihrer Reifezeit, da sie in wunderbarem Lackwarz erglänzt, ganz entschieden Liebhaber unter den Thieren des Waldes, die sie schädlos genießen; denn die schwarze Beere fault nicht auf dem Stoc, noch weniger vertrocknet sie unbenuzt, — kurze Zeit nach ihrer Reife findet man die Pflanze ihrer Beere beraubt. — Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß auch die „Philosophie der Giftpflanzen“, die feinerzeit im Sinne der teleologischen Weltanschauung so viel Irrthum verbreitete, seit dem Plaggreifen des Darwinismus eine andere geworden ist.

Dr. D. P.

Der Blasentang als Arzneipflanze. Bekanntlich liefern die Meerentangen in ihrer Asche beträchtliche Mengen von Jod und Brom, welche beiden Stoffe in der heutigen Arzneimittellehre eine wichtige Rolle spielen. Das „Carraghen“ des Handels, unpassend auch „irlandisches Moos“ genannt, dient seit alten Zeiten als Mittel gegen Abzehrungskrankheiten und ist nichts anderes als ein mariner Rothalg (*Chondrus crispus*). Nun ist neuerdings auch der fast in allen europäischen Meeren vorkommende Blasentang, *Fucus vesiculosus*, plötzlich wieder als Arzneipflanze zur Berühmtheit gelangt, nachdem er lange Zeit fast ganz außer Kurs gesetzt war. Ein englischer Arzt wandte das Extract des Blasentanges als Mittel gegen Fettleibigkeit an sich selbst an und verlor innerhalb 3 Wochen 8 Pfund an Gewicht, in den folgenden 3 Wochen neuerdings 1 1/2 Pfund und bis zum Ende der 12. Woche zusammen 13 Pfund. Es muß aber erwähnt werden, daß er genaue Diät einhielt und Butter, Zucker, Bier u. vermied. Letzteres hatte er auch schon früher gethan, aber ohne eine Gewichtsabnahme zu verspüren. In einem andern Falle verlor ein Mann in 6 Wochen 8 Pfund, ohne eine Aenderung in seiner Lebensweise einzuführen. Eine Dame verlor in 9 Wochen über 20 Pfund, ebenfalls ohne besondere Diät einzubalten. Alle diese Personen nahmen das flüssige Extract von *Fucus vesiculosus* und verspürten in ihrem Allgemeinbefinden eine nachtheiligen Wirkungen. Da der Blasentang an den felsigen Küsten der europäischen Meere in solcher Masse vorkommt, daß auf kleinem Raume ganze Wagenladungen gewonnen werden können, so dürfte er ein sehr billiges und in keinem Falle schädliches Hausmittelchen abgeben, das unseren dickleibigen Tanten und Onkeln etliche Jahre weiterer Lebenszeit einbringen wird.

Dr. D. P.

Als Gewichtsstücke können in der Noth unsere Reichs-Kupfer- und Nickelmünzen benützt werden. Nach dem im Reichsgeetze vom 5. Februar 1874 angegebenen Normalgewichte wiegt nämlich 1 Pfennig (neu) genau 2 Gramm, ein 2-Pfennigstück 3 1/3 Gramm, ein 5-Pfennigstück 2 1/2 Gramm, ein 10-Pfennigstück 4 Gramm. Es läßt sich hiernach folgende Tabelle aufstellen:

1 Gramm gleich	zwei 5-Pfgstück	weniger ein 10-Pfgstück,
2	„	ein 1-Pfgstück,
3	„	zwei 5-Pfgstück weniger ein 1-Pfgstück,
4	„	ein 10-Pfgstück,
5	„	zwei 5-Pfgstück,
6	„	drei 1-Pfgstück,
7	„	zwei 5-Pfgstück und ein 1-Pfgstück,
8	„	zwei 10-Pfgstück,
9	„	zwei 5-Pfgstück und ein 10-Pfgstück,
10	„	vier 5-Pfgstück.

Wer etwa vorziehen sollte, mit Gold- statt mit Nickelmünzen zu wiegen, der kann auch statt eines 10-Pfennigstücks ein 10-Markstück auf die Waagschale legen — das Gewicht ist gleich.

-2-

Inhalt. Ein verlorner Mann, von Hermann Hirschfeld (Schluß). — Zum neunten Mai. Ein Gedichtblatt von Bruno Geiser (mit dem Porträt Schillers). — Das neue Recht im neuen Reich, von P. D. (IV. Fortsetzung). — Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennstoffe, von Rothberg-Lindener. — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. . . . (Fortsetzung). — Die Republiken Südamerikas in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Historische Skizze von Dr. M. Bogler (Fortsetzung). — Reise vor zweihundert Jahren (mit Illustration). — Die Beeren der Tollkirsche als Vogelfutter. — Der Blasentang als Arzneipflanze. — Reichsmünzen als Gewichtsstücke.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.